

eine andere Ausdrucksweise für das, was Luther aus „dem Eignen zur Rechten Gottes“ folgerte. Die Allgegenwart des Leibes Christi sollte nun keineswegs als räumliche, sondern als über-räumliche, als göttliche, geistige, illocalle Gegenwart gedacht werden. Dem Einwande, daß hierdurch die Wahrheit der menschlichen Natur aufgehoben sei, begegnete man mit dem Hinweis auf das genus majestaticum der Idiomen-communication, d. h. man identificirte die göttliche Allgegenwart mit der Gegenwart der Menschheit und verwickelte sich alsdann in die wunderbaren Widersprüche, um die Umschriebenheit der menschlichen Natur mit der mitgetheilten göttlichen Allgegenwart zu vereinigen; selbst die „Sophisten“ wie Occam und Biel haben in diesem Punkte Gnade gefunden vor Luthers Augen. Da die Allgegenwart vom Augenblicke der Empfängniß an dem menschlichen Leibe zukommen sollte, so war die Wahrheit der Incarnation und des geschichtlichen Lebens Jesu in Gefahr; denn alle Zustände der menschlichen Natur, Geburt, Thätigkeit, Sterben, sind zugleich hier und an allen Orten. Die Unterscheidung zwischen dem actus naturae, nach welchem der Leib Christi circumscriptive oder occupative an einem bestimmten Orte, und dem actus personae, nach welchem er im Logos illocaliter überall sei, zeigen die ganze Schiefheit und Rathlosigkeit der Auffassung. Aber selbst die Abendmahltslehre, für welche sie doch das noli tangere sein wollte, war im Grunde durch die Ubiquitätslehre aufgehoben. Die Unterscheidung Luthers, daß der Leib zwar allgegenwärtig sei, aber nur auf Zuthun des Wortes in Brod und Wein sich greifen lasse, hebt die Consequenz nicht, daß er in jeder Speise mit enthalten ist. Brenz bestimmte die Gegenwart im Abendmahlte dahin: der Leib Christi sei daselbst definitiv, d. h. definitio est et decreto Dei, der modus essendi addit solum efficaciam. Aber mit der bloß wackamen Gegenwart ist auch der wesentliche Unterschied zwischen calvinischer und lutherischer Abendmahltslehre weggefallen, oder wenigstens die Seite hervorgehoben, nach welcher die lutherische Ansicht in die calvinische übergehen mußte (s. d. Art. Cryptocalvinisten u. Bollarmin. De Christo 3, 13).

II. Geschichtliche Entwicklung. Ob Chemnitz (s. d. Art.) als Repräsentant einer neuen, unter Melancthon's Einfluß sich entwickelnden, den eigentlich lutherischen Ansichten immer stehenden Richtung in der Christologie angesehen sei, oder ob die Verschiedenheit nur in den vorzüglicher gewählten Ausdrücken, keineswegs in den Principien liege, mögen die protestantischen Theologen unter sich ausmachen. Der Mangel einer sichern dogmatischen Grundlage, die Fülle der Widersprüche, die Unsicherheit treten bei ihm besonders grell hervor. Er polemisirt entschieden gegen die transfusio idiomatum und nicht minder gegen die Empfänglichkeit der endlichen Natur

für das Unendliche; er will den Satz nicht aufgeben, daß nur eine endliche Größe der menschlichen Natur habituell und formaliter zu eigen werden könne, und doch findet das genus majestaticum seine Anwendung; unendliche Attribute werden der menschlichen Natur Christi über und wider die Natur verliehen, wobei das Räthsel offen gelassen wird, wie die Natur über und wider die Natur das empfängt, was sie nicht empfangen kann. Es ist ein schweres Mißverständnis, wenn Dorner (s. u.) 700 für solche Lehren eine treffende Analogie in dem donum superadditum der römischen Kirche finden will. Dasselbe Schwanken und dieselbe Unsicherheit finden sich in der Ubiquitätslehre. Die Allgegenwart wird nicht geläugnet, aber theils auf den Bereich der irdischen Kirche eingeschränkt, theils ersetzt durch die sogen. Multivolipräsenz, d. h. Christus kann seinem Leibe nach gegenwärtig sein, wo er will. Die Ausführungen Chemnitz' liegen vielfach der Concordienformel (s. d. Art. Symbolische Bücher XI, 1061 f.) zu Grunde. In dieser werden die Widersprüche und Schwankungen in noch crasserer Form sanctionirt, weil man einerseits den Schwaben gerecht werden wollte und andererseits die mildernde Ausdrucksweise Chemnitz' adoptirte. Die Ubiquitätslehre wird durch wörtliche Aufnahme der stärksten Ausdrücke Luthers als omnispraesentia absoluta, die in absoluter Nothwendigkeit aus der Durchbringung der Naturen folgt, dogmatisch festgesetzt und doch wieder als eine hypothetische aufgefaßt, indem Chemnitz durchsetzte: Christus könne nach seiner Menschheit in freiem Ermessen sein, wo er wolle. Unausgeglichenere Differenzen über den vollen Gebrauch der göttlichen Eigenschaften im Stande der Erniedrigung, die zwischen Brenz (χρῆσις χρήσεως) und zwischen Chemnitz (κένωσις χρήσεως) schon vorlagen und von der Concordienformel nicht ganz gelöst wurden, führten im 17. Jahrhundert zu einer heftigen Fehde zwischen den Tübinger und Gießener Lutheranern. Erstere, an Brenz sich anschließend, lehrten, Christus habe die Allmacht, Allgegenwart u. s. w. nicht nur in seiner menschlichen Natur von Anfang an besessen, sondern auch von Anfang an ausgeübt, aber dieser Gebrauch sei ein heimlicher, verhüllter gewesen (sie wurden deshalb Cryptiker genannt). Die Consequenz der falschen communio naturarum tritt hier in maßloser Weise uns entgegen. Um das Leiden nicht in seiner geschichtlichen Wahrheit zu gefährden, mußten sie selbst ein Zurückziehen der Allmacht nach dem Innern der Person hin statuiren. Die Giesener lehrten zwar den Besitz der genannten Eigenschaften, aber die Entäußerung des Gebrauches (sie hießen darnach Kenotiker). Die Menschheit Christi bejaß die Allgegenwart der Kraft nach, aber nicht die usurpation derselben. Im diametralen Gegensatz gegen diese alten Kenotiker dehnen orthodoxy oder halborthodoxy Lutheraner der neuern Zeit die Kenosis auf die Gottheit Christi selbst